

Ein Naturrecht auf höhere Bildung

Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland

Marco Birn
Reutlingen

„Alle Deutschen sind vor dem Gesetze gleich. Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten.“

Diese beiden viel zitierten Sätze führen in die Grundrechte der Deutschen in der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 ein. In der Preußischen Verfassung

von 1850 lautet der erste Satz des vierten Artikels: „Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich.“ Der Unterschied zur Weimarer Verfassung besteht in deren Zusatz, der verdeutlicht, dass für Männer und Frauen die gleichen Rechte bestehen.

Zuvor galten solche Rechtssätze, ob nun in Preußen oder andernorts, mit natürlicher Selbstverständlichkeit nur für Männer. In einer patriarchalischen Gesellschaft stellte der Mann die Norm dar. Betraf ein Gesetz oder eine Verordnung auch die Frau, so musste, wie in der Weimarer Verfassung, diese Abweichung von der Norm ausdrücklich ausgesprochen werden, damit keine Zweifel bestehen, auf wen sich der Rechtstext nun bezieht.

Diese Problematik findet sich auch in der Hochschulgesetzgebung der Länder im Kaiserreich und den akademischen Bestimmungen der Universitäten wieder. Über Jahrhunderte hinweg waren die Universitäten für die Ausbildung der männlichen Jugend verantwortlich. Als sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts plötzlich die ersten Frauen, zumeist Ausländerinnen, an die deutschen Universitäten wandten und um Zulassung zum Besuch von Vorlesungen baten, gab es keinerlei gesetzliche Bestimmungen, die eine Zustimmung verboten hätten.

Der mentalgeschichtliche Hintergrund des impliziten Ausschlusses von Frauen aus der Gültigkeit von Rechtsnormen basiert auf einer Familienideologie, welche die Sozialgeschichte als „Konzept der Geschlechtscharaktere“ bezeichnet (Hausen 1976). Frauen und Männer streben demnach die Erfüllung ihrer naturgemäßen Eigenschaften an. Die polare Rollenverteilung beschränkte die Frau auf Haus und Kindererziehung, während der Mann Anteil an Berufswelt, Politik und öffentlicher Kultur nahm. Die Idee, dass eine Frau zu einem wissenschaftlichen Studium befähigt sein könnte, wurde zunächst strikt abgelehnt. Dagegen sprach nach damaligem Verständnis nicht nur ein vermeintlich unzureichender Intellekt, vielmehr wurden Bestrebungen solcher Art als in vollständigem Gegensatz zur Natur der Frau stehend aufgefasst.

Die Frage nach dem Frauenstudium hätte auch für damalige Verhältnisse keineswegs abwegig sein können, denn es hatte in der Geschichte schon immer Frauen gegeben, die bewiesen, dass ein hoch entwickelter Intellekt nicht nur Männern vorbehalten war. Von zentraler Bedeutung für die Zulassung von Frauen zum Studium ist in Deutschland aber die Situation in den benachbarten europäischen Ländern. Dort hatten Frauen bereits bewiesen, dass sie in der Lage sind, erfolgreich ein Studium zu absolvieren und die jeweilige Hochschule keinen Schaden nahm.

Seit 1840 waren in der Schweiz vereinzelt Frauen als Hörerinnen zugelassen worden. In Zürich wurde im Jahre 1867 die erste Frau an der Medizinischen Fakultät ordentlich immatrikuliert, 1872 folgten auch Bern und Genf, 1876 Lausanne sowie 1890 Basel (Rogger/Bankowski 2010). In Frankreich war es Frauen schon seit 1863 erlaubt zu studieren. In England wurde bereits 1849 das erste Frauen-College in London gegründet. Auch in Russland konnten Frauen seit 1872 – zunächst nur Medizin – studieren. In Italien öffneten 1876 neun Hochschulen ihre Pforten für weibliche Studierende. 1877 folgten Kopenhagen, 1878 Madrid, 1879 die Niederlande und 1883 Belgien. In Österreich konnten Frauen schon seit den 1870er Jahren vereinzelt Vorlesungen als Gasthörerinnen besuchen. 1897 ließen Wien, Prag, Graz und Innsbruck Frauen als ordentliche Studentinnen an der Philosophischen Fakultät zu. Das Medizinstudium stand ihnen seit 1900 offen (Maurer 2010: 7–22).

1. Die Hörerinnen ebnen den Weg

Der zentrale Begriff für die „unordentlichen“ Anfänge des Frauenstudiums lautet „Bestimmungsrecht der Dozenten“: Betrachtet man die Diskussion in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so muss zunächst festgehalten werden, dass die Universitätssatzungen die akademische

Teilhabe von Frauen nicht ausschlossen. Jahrhundertlang waren die Universitäten allein den Männern vorbehalten gewesen, so dass die bisherige Handhabung lediglich eine Interpretation der akademischen Bestimmungen darstellte. Demzufolge musste eigentlich nur die gängige Praxis angepasst werden.

Als Ende der 1860er Jahre in einer ersten Phase einige Anfragen von Frauen die deutschen Universitäten erreichten, war dies eine neue Situation. In Heidelberg (1869) und Leipzig (1870) überließ man es zunächst den Dozenten, ob diese den wenigen interessierten Frauen den Zutritt zu ihren Vorlesungen gestatten wollten. Auch andernorts wurde so verfahren, auch wenn Namen und Anzahl nicht immer aktenkundig geworden sind. Viele Dozenten sahen sich berechtigt, Frauen in ihren Vorlesungen zu dulden oder abzulehnen (Birn 2015: 21–87).

Das Bestimmungsrecht der Dozenten wurde jedoch schon früh in Frage gestellt. Spätestens mit dem Ukas des russischen Zaren, der die Studenten 1873 aus Zürich abberief, stiegen die Anfragen der potentiellen Hörerinnen in hohem Maße weiter an. Da diese nämlich nicht mehr in Zürich studieren konnten, wollten die russischen Frauen ihre Studien in Deutschland weiterführen. Diese große Zahl studieninteressierter Russinnen war ein wichtiger Grund dafür, dass nun in einer zweiten Phase eine grundsätzliche Entscheidung getroffen werden musste. Der Umstand, dass Russinnen an deutschen Universitäten wegen ihrer Vorbildung und einem schlechten Ruf häufig nicht gern gesehen wurden, förderte eine negative Entscheidung.

In Baden und Bayern wurde nun allen Frauen der Zutritt zu Vorlesungen wieder verwehrt. Das Königreich Württemberg sprach sich 1876 für eine generelle Ablehnung von Hörerinnen aus. Das sächsische Kultusministerium entzog 1879 die Entscheidungskompetenz über die Zulassung der Hörerinnen der Universität, was in der Folge zu einer Ablehnung aller nach Quellenlage bekannten Anträge führte. In Preußen wurde erst 1886 ein einheitliches Verbot von Hörerinnen an den Landesuniversitäten ausgesprochen (Birn 2015: 21–87).

In einer dritten Phase wurde dieser nahezu reichsweite offizielle Ausschluss von Hörerinnen aufgehoben. Wieder gehörte Heidelberg 1892 zu den Vorreitern. Es ist anzunehmen, dass danach auch in Freiburg wieder vereinzelt Frauen zugelassen wurden, auch wenn deren Namen erst seit 1896 aktenkundlich erwähnt werden. Auch das Württembergische Ministerium setzte sich 1892 für die Zulassung von Maria Gräfin von Linden ein, die zunächst eine außerordentliche Ausnahme darstellte; erst 1897 folgten die nächsten Hörerinnen. Aufgrund verschiedener Anfragen von britischen und amerikanischen Wissenschaftlerinnen sah sich auch Bay-

ern bereits 1894 dazu gezwungen, grundsätzlich über die Gasthörerschaft von Frauen zu beraten. Mit ministerieller Genehmigung wurden so die ersten Hörerinnen in München zugelassen.

Das preußische Kultusministerium reagierte zunächst sehr zurückhaltend und forderte die Landesuniversitäten auf, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob an dem Verbot von 1886 festgehalten werden solle. Trotz der zumeist ablehnenden Haltung der Senate wurden ab 1895 Oberlehrerinnen zur wissenschaftlichen Qualifikation und 1896 generell Gasthörerinnen, nach Beurteilung durch die Hochschule, zugelassen. Auch in Sachsen reagierte man 1896 auf die veränderte Situation und ließ wieder deutsche Hörerinnen zu. In Hessen und Thüringen verhielt man sich dagegen weiter zurückhaltend. Erst 1900 wurden die ersten Hörerinnen in Gießen aufgenommen, Jena folgte 1902 (Birn 2015: 21–87).

Zum Ende des Jahrhunderts gab es im Sommersemester 1899 die meisten nachweisbaren Hörerinnen in Berlin, nämlich 186 Frauen (Personalverzeichnisse 1899). Es folgten Bonn (45), Göttingen (29), Breslau (27), Leipzig (23), Königsberg (20), Halle (19), Freiburg (15), Heidelberg (13), München (12), Marburg (11), Greifswald (10), Kiel (8), Tübingen (5), Erlangen (4) und schließlich Würzburg (1) (Körner 1997: 94).

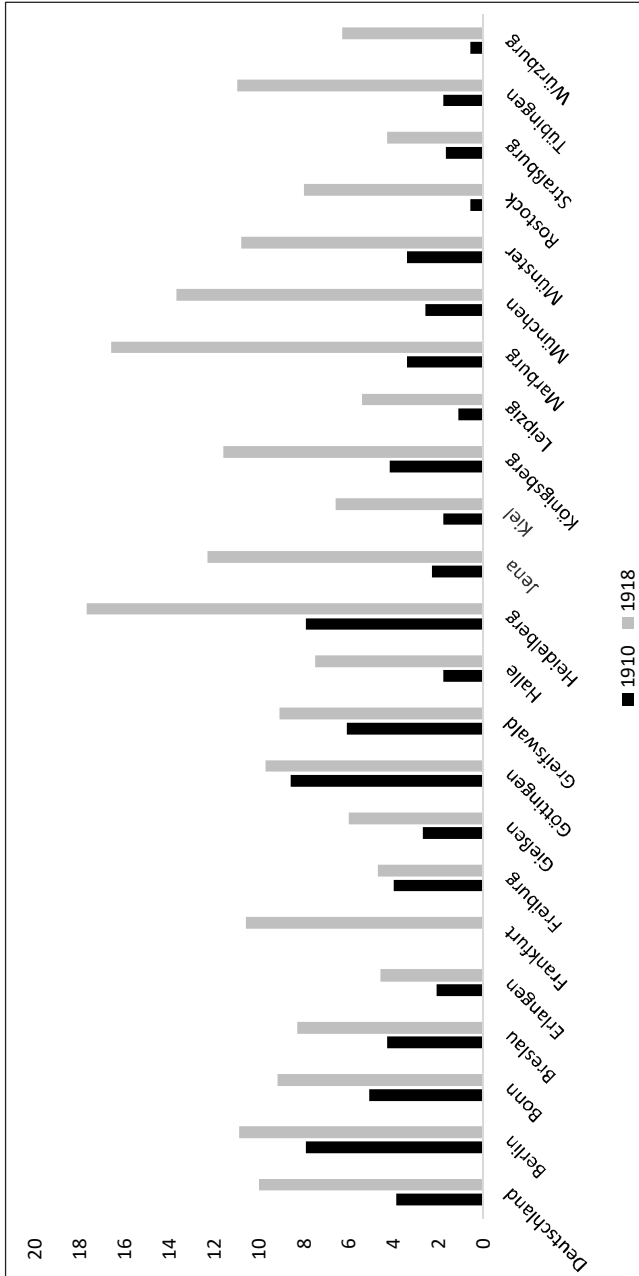
2. Die Zulassung der Frauen zur Immatrikulation

Im Sommer 1900 wurden die ersten Frauen an den beiden badischen Landesuniversitäten immatrikuliert. In Freiburg entschloss man sich sogar dazu, Hörerinnen mit Reifeprüfung aus dem Wintersemester 1899/1900 nachträglich zu immatrikulieren. Erstmals schrieben sich nun offiziell Frauen in die Matrikelbücher deutscher Universitäten ein. In Freiburg waren es zunächst fünf, in Heidelberg vier Studentinnen. Als Bayern im Herbst 1903 das Frauenstudium einführte, immatrikulierten sich an der Ludwig-Maximilians-Universität München 26 Frauen. An den beiden kleineren bayrischen Universitäten entschieden sich die Frauen nur zögerlich für ein Studium.

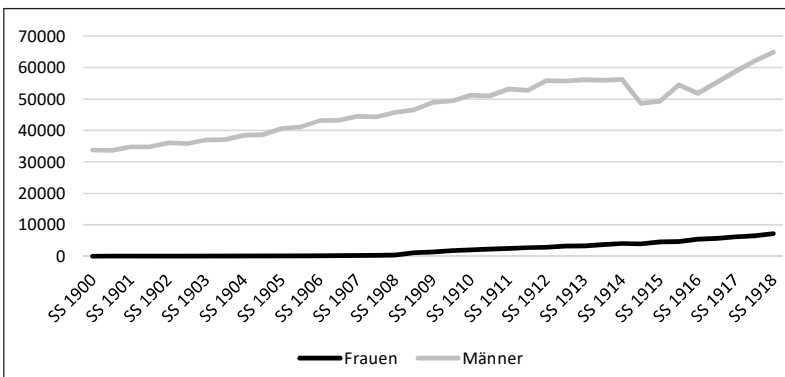
Auch als sich in Württemberg 1904 erstmals Frauen an der Universität Tübingen immatrikulierten, war der Zustrom nur zögerlich. Drei Frauen trugen sich zunächst in das Matrikelbuch der Eberhard Karls Universität ein. In Leipzig schrieben sich im Sommer 1906 gleich 27 Frauen ein. Vor der Einführung des Frauenstudiums in Preußen, Hessen und Elsass-Lothringen studierten im Sommer 1908 375 Frauen an den badischen und bayrischen Universitäten sowie in Tübingen, Leipzig und Jena.

Reichsweit standen diesen 45.756 männliche Studenten gegenüber, der Frauenanteil betrug damit 0,8 %. Insbesondere mit der Zulassung von

Übersicht 1: Frauenanteile an den deutschen Universitäten 1910 und 1918



Übersicht 2: Die Entwicklung der Studierendenzahlen im Deutschen Reich von 1900 bis 1918



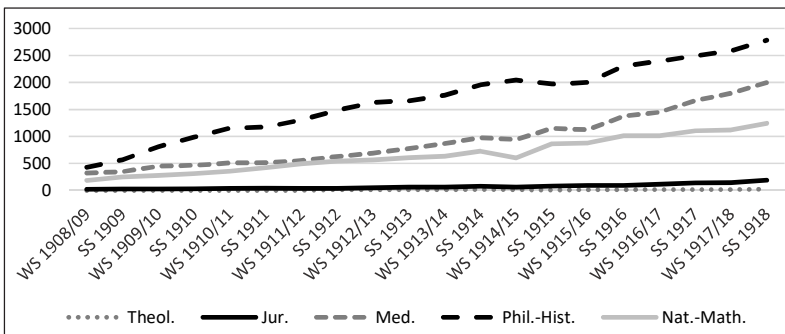
Frauen zur Immatrikulation an den zehn preußischen Universitäten schnellten die Zahlen nach oben. Mit 1.132 Frauen begannen im folgenden Herbst dreimal so viele Frauen ein ordentliches Studium in Deutschland wie im Semester zuvor. Auch der Frauenanteil für das gesamte Reich stieg nun auf 2,4 %.

Der Grund für die Immatrikulation von zahlreichen Frauen im ersten Semester des ordentlichen Frauenstudiums liegt darin begründet, dass zuvor bereits zahlreiche Hörerinnen an den preußischen Universitäten Vorlesungen besucht hatten. Ein Großteil erfüllte die Zulassungsvoraussetzungen und konnte 1908/09 immatrikuliert werden. Das Schlusslicht im Deutschen Reich, Mecklenburg-Schwerin mit der Universität Rostock, wurde zunächst von den Studentinnen gemieden. Erst im Winter 1909/10 wurden die drei ersten Frauen immatrikuliert (Personalverzeichnisse).

Um die Jahrhundertwende finden sich mehrere Faktoren, die ausschlaggebend für die Zulassung der Frauen zur Vollimmatrikulation waren. Die Initiative zur Verbesserung der Frauenbildung ging von der bürgerlichen Frauenbewegung aus. Im Zuge ihrer Petitionspolitik und Öffentlichkeitsarbeit erreichte diese erstmals eine offene und vor allem ernsthafte Diskussion. Die Gründungen der ersten höheren Bildungsanstalten durch die Frauenvereine, besonders erwähnt werden muss hier das erste Mädchengymnasium in Karlsruhe, war jedoch von noch größerer praktischer Bedeutung. Denn nur aufgrund der gleichwertigen Vorbildung erfüllten die jungen Mädchen die Voraussetzungen der akademischen Bestimmungen.

Erst jetzt konnte man die weiblichen Studierenden wie die Männer behandeln. So spielten die Karlsruher Abiturientinnen bei der Zulassung

Übersicht 3: Die Entwicklung der Studienfachwahl weiblicher Studierender



des ordentlichen Frauenstudiums in Baden 1900 die entscheidende Rolle. Nicht zu unterschätzen sind aber auch die positiven Erfahrungen mit den Hörerinnen an der jeweils eigenen Universität. In Zürich begann das Experiment, das man sich in Deutschland zunächst nicht getraut hatte. Aber auch die positiven Erfahrungen mit Hörerinnen an Universitäten im Reich führten zu einer Überwindung zahlreicher Vorurteile und Befürchtungen und widerlegten Argumente der Gegner. (Vgl. Birn 2015: 111f).

Zum Ende des Kaiserreichs, im Sommersemester 1918, studierten an den beiden Großuniversitäten in Berlin und München die meisten Frauen. In Berlin gab es 1.198, in München 1.129 Studentinnen. Damit studierte nahezu ein Drittel der immatrikulierten Frauen an den beiden Massenuniversitäten in Berlin und München. Der Frauenanteil an den Universitäten im Deutschen Reich betrug 10 %. In Heidelberg studierten verhältnismäßig die meisten Frauen, welche 17,7 % der Studentenschaft ausmachten; knapp dahinter rangierte Marburg mit 16,6 % auf Rang zwei. Während in München 13,7 % der Studentenschaft weiblich waren, lag die Zahl in Berlin mit 10,9 % nur noch knapp über dem Durchschnitt. Noch vor Berlin rangierten Jena (12,3 %), Königsberg (11,6 %) und Tübingen (11 %). Knapp über dem deutschen Durchschnitt lagen Münster (10,8 %) und Frankfurt (10,6 %). Die verhältnismäßig wenigsten Frauen studierten in Straßburg (4,3 %), Erlangen (4,6 %), Freiburg (4,7 %), Leipzig (5,4 %) und Gießen (6 %) (Personalverzeichnisse).

3. Biografische Skizzen der ersten studierenden Frauen

Die ersten deutschen Studentinnen waren „Exotinnen“, Vorreiterinnen und Vorbilder. Ihr Wagemut ging mit einer intensiven Identitätssuche und Entwicklung einher. An der Universität angekommen, mussten die

Frauen feststellen, dass es hier praktisch keinen Platz für sie gab. Dozenten mussten um Erlaubnis gebeten werden, Studenten beäugten sie misstrauisch, und häufig wurde den Frauen vermittelt, dass sie nicht an eine Universität gehörten. Die Studentinnen mussten ihren Platz erst erkämpfen und ihre Identität selbst definieren: Was ist eine Studentin? Wie verhält sich eine Studentin?

Im Folgenden werden anhand einiger Biografien der ersten studierenden Frauen zwei Bereiche skizziert, die zu einem großen Hindernis des Frauenstudiums werden konnten, aber andererseits auch die Studienbestrebungen der jungen Damen unterstützen konnten: Die Familie und die Kommilitonen.

3.1. Die Familie

Ohne Unterstützung sowohl in ideeller als auch finanzieller Hinsicht war ein Studium für die jungen Frauen kaum möglich. Als Emilie Heusler-Edenhuizen 1898 in Berlin Medizin studieren wollte, war ihr Vater mit dieser Situation sichtlich überfordert. So suchte er Rat in der Verwandtschaft, welche entsetzt reagierte:

„Es sei Abenteuersucht von mir, meinten die einen, die anderen sprachen von Hysterie, und alle waren der Ansicht, daß es unter keinen Umständen angängig sei, ein so junges Mädchen in die Welt hinauszuschicken“ (Heusler-Edenhuizen 1997: 61).

Als ihr Vater dennoch sein Einverständnis gab, kam der Pastor aus dem Dorf zu Besuch und hielt ihm vor, „er könne doch seine Tochter nicht nach Berlin schicken, in dieses ‚Sündenbabel‘“ (Heusler-Edenhuizen 1997: 61). Hierbei wird deutlich, dass nicht nur die Haltung der Eltern, sondern auch die Missbilligung der weiteren sozialen Umgebung, wie des Pfarrers, und der Familie Einflussfaktoren darstellten, die ein Studium verhindern konnten. Auch Käte Frankenthal beschreibt die konservative Atmosphäre im bürgerlichen Kiel:

„Ein ‚emanzipiertes Frauenzimmer‘, das zur Universität geht, das kam in dem Kieler Milieu gar nicht in Frage“ (Frankenthal 1981: 13).

Die Eltern von Elisabeth Rupp waren hingegen unterschiedlicher Meinung. Während für ihren Vater das Gelehrtentdasein für eine Frau undenkbar war, er schilderte es als staubig, stockfleckig und engbrüstig, war ihre Mutter allem Fortschrittlichen gegenüber offen und ohne Vorurteil, so dass sie sich für ihre Tochter einsetzte (Rupp 2005: 41–42):

„Immer wieder hatte sie dem Vater vorgestellt, daß der jugendliche Mensch sich selber sein Glück und Fortkommen baue – daß er des Werkzeugs nicht entraten dürfe, wenn er strebend in die Weite greife. Und mein blasses, trauri-

ges Gesicht, das ich, Ausdruck innerer Not und mahnender Kräfte, nun schon über ein Jahr zur Schau trug, tat das letzte, daß das Tor sich auftat“ (Rupp 2005: 42).

Die Einstellungen der Mütter zu den Studienabsichten der Töchter steht in engem Zusammenhang mit der Identifikation ihrer Absichten. Die Mutter von Elly Heuss-Knapp beispielsweise war selbst eine der ersten russischen Studentinnen gewesen, die in den 1870er Jahren nach Leipzig kamen. Sie hatte Vorlesungen beim Nationalökonom Georg Friedrich Knapp gehört, diesen schließlich geheiratet und war Professorenfrau geworden (Heuss-Knapp 1954: 21).

Übersicht 4: Clara Hamburger und ihre Kommilitonen an der Universität Heidelberg



Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg Alb. XI 59

Charlotte Bühler kann von ihrer Mutter berichten, dass diese in Berlin zu den Hörerinnen der ersten Stunde gehörte und das Ziel zu studieren hartnäckig verfolgt hatte:

„Meine Mutter litt schwer unter diesen Beschränkungen, die es damals für die Beschäftigungen einer Dame gab. [...] Sie fand ihre eigene Schulbildung unzureichend und ließ sich privaten Unterricht in Latein und Griechisch geben, um die antiken Klassiker in den Ursprachen lesen zu können. Sodann erreichte sie es, als Hörerin an der Universität Berlin in Paläontologie und Archäologie zugelassen zu werden“ (Bühler 1972: 19).

Auch wenn die Eltern ihr Einverständnis zum Studium der Tochter gaben, herrschten häufig auch weiterhin sehr traditionelle Vorstellungen vom Leben einer akademischen Frau, die sich insbesondere auf die wich-

tigste Rolle der Hausfrau und Mutter bezogen. Viele Frauen berichten von Äußerungen der Väter, die vor dem Studienbeginn deutlich machten, dass sie mit ihrem Vorhaben ihre Heiratsaussichten deutlich verschlechtern würden. Ilse Szagunns Vater meinte: „Wer würde schon eine studierte Frau heiraten?“ (Szagunn 1961: 260). Lotte Eisner bekam zu hören: „Junge Mädchen dürfen nicht studieren, sonst bekommen sie keinen Mann“ (Eisner 1984: 55). Dabei gaben die Eltern zwar die vorherrschende gesellschaftliche Ansicht wieder, berücksichtigten aber nicht, dass sich an den Universitäten durch den zunehmenden kameradschaftlichen Umgang miteinander ein regelrechter Heiratsmarkt auftrat. Der Vater von Friedel Behrendt gehörte zu denen, die dies schon früh erkannten, und gab seiner Tochter den Hinweis: „Halte dir die Männer drei Schritte vom Leibe“ (Behrendt 1963: 25).

3.2. Die männlichen Kommilitonen

In den Hörsälen begegneten die weiblichen Studierenden einer Front von teilweise mehreren hundert Studenten. Diese waren wiederum in hohem Maße geprägt von den Werten der Studentenvereine als sekundäre Sozialisationsinstanzen, denen ein ausgesprochenes Elitedenken und eine strenge Hierarchie zugrunde lagen. Soziale Herkunft, Religion, Studienfach und andere Aspekte waren ein wichtiges Mittel, um sich von anderen Gruppen abzugrenzen und so eine eigene Identität zu schaffen, die durch Farben tragen und Chargieren nach außen verdeutlicht wurde.

Die Vereinigungen propagierten ein traditionell-heroisches Männerbild, zu dem militärische Verhaltensweisen und das Mensurschlagen ebenso gehörten wie der häufig maßlose Alkoholkonsum. Die Vorstellung männlicher Identität führte zwangsläufig zu einer verschärfenden Abgrenzung vom Nichtmännlichen. Diese Vorstellungen männlicher Identität verstärkten das Denken in Kategorien der Geschlechtscharaktere und führten zwangsläufig zu einer verschärfenden Abgrenzung von Frauen. Reformverbindungen und Freistudentenschaft standen den Frauen hingegen deutlich offener gegenüber als die konservativen Verbindungen. (Jarausch 1984)

Die Unfähigkeit einiger Studierender, gerade in den Anfängen des Frauenstudiums einen kameradschaftlichen Umgang zu pflegen, gründete auf der strikten Trennung der Geschlechter in der Jugend. So begegneten die jungen Herren den Frauen des gleichen Standes hauptsächlich als potentielle Heiratskandidaten. Ein freundschaftliches Miteinander war zunächst nur schwer denkbar, deshalb griffen die meisten Studenten auf das erlernte Ballsaalverhalten zurück und waren höflich oder distanziert. Ma-

Übersicht 5: Stereotypen



Quelle: Max Brinkmann, Das Corps „Schlamponia“. Eine Studentin-Geschichte aus dem 20. Jahrhundert, Berlin 1899

rie Martin lernte 1895 die unterschiedlichen Gesichter der männlichen Studierenden kennen. Während es in den Hörsälen zu „keinerlei Unzuträglichkeiten oder gar Unhöflichkeiten“ kam, bekam eine Freundin eine Unterhaltung über die kleine Hörerinnengruppe mit, der sie angehörte:

„Ja, in unserem Kolleg sind auch sechs Stück. Und wenn sie noch jung und hübsch wären, aber alle alt und häßlich!“ (Martin 1898: 24)

Das Verhalten der Studenten konnte jedoch von Universität zu Universität, Kurs zu Kurs und Individuum zu Individuum sehr unterschiedliche Formen annehmen. Julie Ohr beschrieb 1909 drei Möglichkeiten, wie ein Studierender die Begegnung mit einer Studentin bewältigen konnte. Dazu gehörten:

„... eine beleidigende Gleichgültigkeit, die jede Studentin als Luft im wörtlichsten Sinne behandelt; dann die Gleichstellung der Frau mit denjenigen unglücklichen Wesen, die man auf der Straße und in minderen Kneipen trifft, und als drittes die Behandlung der Frau als gesellschaftlich gleichgestellte Dame“ (Ohr 1909: 19).

Eine Frau, die mit allen drei Varianten Erfahrungen gesammelt hatte, ist Hermine Heusler-Edenhuizen. Als sie nach ihrem Abitur 1898 in Berlin die ersten medizinischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen besuchte, war das Verhalten der Männer sehr feindselig:

„[Die] männlichen Studenten kamen uns ja nicht als Kameraden entgegen, sondern als Feinde, die sich gegen verächtliche Eindringlinge wehrten. Von unserer Seite kam dagegen nur ein Abstandhalten in Frage, das in der Folge dann wieder als Hochmut ausgelegt wurde. [...] Wir mischten uns nur mit

Grausen unter sie, die bei unserem Eintritt in den Vorlesungsraum als Äußerung ihrer Mißbilligung regelmäßig mit den Füßen scharren und dazu pfffen“ (Heusler-Edenhuizen 1997: 51).

Neben den das ganze Semester anhaltenden taktlosen Witzen auf Kosten der beiden einzigen Frauen blieb Heusler-Edenhuizen jedoch ein äußerst kränkender Vorfall in Erinnerung. Eines Tages vertrat ein Assistent den abwesenden Professor bei einem Wasserstoffsuperoxyd-Experiment, in dem Rosen entfärbt wurden. Nach dem Versuch ließ der Vortragende zwei dieser farblosen Rosen durch den Diener an die Teilnehmerinnen des Auditoriums überreichen. Vor dem Auditorium verhöhnt, hatte die junge Studentin durch diesen Vorfall fast den Mut zur Weiterarbeit verloren (Heusler-Edenhuizen 1997: 51–52).

Da die Verhältnisse an der Berliner Universität ihrer Meinung nach besonders schlecht waren, wechselte sie zunächst nach Zürich, wo die Männer den Studentinnen nicht feindselig begegneten, und von dort schließlich nach Halle. Dort war die Situation 1899 deutlich besser als im Jahr zuvor in Berlin. Innerhalb der Hörsäle herrschte ein Umgang wie unter Bekannten, der jedoch nicht über das Auditorium hinausging (Heusler-Edenhuizen 1997: 59). Eine angenehme Atmosphäre, in der keinerlei diskriminierende Vorfälle auftraten, fand sie schließlich in Bonn vor. „Die fröhlichen Rheinländer versuchten es sogar mit ‚Kavaliertum‘ und ‚Hof-machen““ (Heusler-Edenhuizen 1997: 61).

Elisabeth Rupp verweist auf die Unsicherheit der ersten Studentinnen. Als sie direkt nach Einführung des Frauenstudiums 1908/09 in Straßburg immatrikuliert wurde, „herrschte eine kindliche Feindseligkeit gegen die Eindringlinge“. Als einzige Frau unter zahlreichen Männern beschreibt sie ihre Gefühle:

„Ich rang mir allmorgendlich schwer den Entschluß ab, mich in das Kreuzfeuer der vermeintlich spöttischen und offen feindlichen Blicke zu begeben und prüfte hundertmal Anzug und Frisur, ob nicht ein winziges Etwas, von der ernsthaften Norm abweichend, die bösartige Kritik herausfordern könnte“ (Rupp 2005: 46–47).

Hierin verweist Rupp auf einen wichtigen Punkt. Die Frauen stachen zu Beginn deutlich aus der Masse hervor und wurden von den Kommilitonen als Exotinnen wahrgenommen. Aber gerade deshalb wollten sie nicht auffallen und keine Gelegenheit zum Spott bieten, vielmehr passten sie sich den Erwartungen der Männer an. Allerdings gab es hiervon auch Ausnahmen, die durch Aussehen und Auftreten den gängigen Vorstellungen des „Blaustrumpfs“ entsprechen wollten (Frankenthal 1981: 13). Käthe Frankenthal, die in Kiel, Heidelberg und Erlangen studiert hatte, machte die Erfahrung, dass seitens der Männer „keine Feindseligkeit vorhan-

den war, aber auch keine besondere Rücksichtnahme. Daß in einem überfüllten Hörsaal ein Student nie einer Studentin seinen Sitzplatz anbieten würde, war selbstverständlich“ (Frankenthal 1981: 30). Getrud von le Fort, die ab 1908 Vorlesungen in Heidelberg hörte, machte dagegen andere Erfahrungen:

„Auch die Studenten waren damals noch sehr höflich – es war unmöglich, daß mir beim Verlassen der Universität nicht einer in den Mantel geholfen hätte –, es herrschten selbstverständliche Kameradschaft und ... Ritterlichkeit“ (Le Fort 1965: 85).

In autobiografischen Quellen überwiegen meist die positiven Erfahrungen mit den männlichen Kommilitonen. Dies mag zum einen durch die Quellengattung beeinflusst sein, die eine bestimmte selektive Wahrnehmung beinhaltet, aber auch dadurch, dass eine Mehrheit der Autobiografien von Studentinnen aus dem zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stammt. Zumeist wird hier ein kameradschaftlicher Umgang beschrieben.

Neben der Wahrnehmung als Kommilitonin und einem freundschaftlichen Umgang miteinander waren die jungen Frauen aber auch Objekt der Anziehung für viele Studenten und bereits um die ersten Hörerinnen wurde geworben. So wurde z.B. ausgelost, wer neben einer Kommilitonin sitzen durfte, oder der junge „Fuchs“ musste dem Älteren den Vorzug geben. Gelegentlich wurden einigen Hörerinnen neben den normalen Höflichkeitsbezeugungen weitere Aufmerksamkeiten wie Handreichungen oder Präsente zuteil. Rahel Goitein fand einen ganzen Monat lang täglich einen frischen Veilchenstrauß in ihrem Schrank (Straus 1961: 91–92). Sallis-Freudenthal stellte fest:

„[Es] war nicht schwer für ein hübsches junges Mädchen, einen netten Kreis um sich zu haben; im Gegenteil – es war weitaus schwerer, allein zu bleiben“ (Sallis-Freudenthal 1977: 36).

Auch Margaret Mahler musste sich erst noch an die Werbungsversuche der männlichen Studierenden gewöhnen:

„Ich war doch immer noch ein Mädchen, ... die es mangels Selbstvertrauen schwer fand zu glauben, daß sie ein anziehendes Sexualobjekt für einen passablen vernünftigen Mann sein könnte“ (Mahler 1989: 55).

Aber nur selten beschreiben die Frauen tatsächliche Intimitäten mit den Studienkollegen. Käte Frankenthal, die eine eigene Wohnung ohne neugierige Vermieterin in Heidelberg besaß, gibt hierzu als einzige Auskunft:

„Ich hatte viel Besuch in meiner Wohnung, zu späten Stunden, und genoß diese Freiheit. Zu Hause oder in Berlin hätte ich das nicht tun können, es war mir aber damals auch noch gar nicht eingefallen. Mit zwei Studenten war ich intim befreundet“ (Frankenthal 1981: 25).

Friederike Mulert lernte ihren Mann an der Universität Jena kennen und heiratete ihn sogar noch während des Studiums. In Jena führten sie „eine materiell sehr dürftige Studentenehe“ (Mulert 1988: 224).

Aber auch der bloß freundschaftliche Umgang von jungen Männern und Frauen gab Anlass zu Kritik, verstieß ein solch zwangloser Umgang ohne Aufsicht doch gegen ungeschriebene Sittlichkeitsgesetze. Elisabeth Rupp wurde eines Tages von einem Studenten angesprochen:

„Sie kompromittieren sich, liebes Kind, Sie zeigen sich stets mit Männern, und mit etwas reichlich vielen – kennen Sie überhaupt eine Frau? [...] Das schickt sich nicht für eine Dame aus Ihren Kreisen. Ihr Vater würde sehr unzufrieden sein“! (Rupp 2005: 55–56)

4. Fazit und Ausblick

„Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.“

Artikel 3 Absatz 2 des Grundgesetzes gewährt mit diesen Worten heute Frauen und Männern die gleichen Grundrechte. Schon die Verfassung der Wiemarer Republik garantierte dieselben Rechte, wenn auch weiterhin in vielen Bereichen Ungleichheiten fortbestanden. Doch war ihr Gleichberechtigungsgebot keine Selbstverständlichkeit, verdeutlicht man sich die Situation von Frauen nur zwei Jahrzehnte zuvor. Diese wird am Beispiel der ersten Studentinnen deutlich, denn dort, wo Frauen über die ihnen bislang zugesprochenen Rollen und Rechte hinaus für ihre Gleichbehandlung eintraten, trafen sie auf Widerstand, und es wurden ideologische Vorbehalte, aber auch materielle Interessen an einer Erhaltung des Status quo sichtbar.

Bei Betrachtung der Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Akademikern müssen auch die Hindernisse, welche sowohl auf biologischen Vorurteilen als auch gesetzlichen Bestimmungen beruhen, berücksichtigt werden. In der wissenschaftlichen Forschung endeten weibliche Karrieren zumeist auf einer Assistentenstelle. Akademikerinnen, welche den Staat ihren Arbeitgeber nennen durften, schieden hingegen aufgrund des Beamtinnenzölibats aus dem Beruf aus, sobald sie heirateten. Die Immatrikulation bedeutete somit weder eine volle akademische Gleichstellung noch gleichberechtigte Berufsperspektiven.

Literatur

- Behrendt, Friedel (1963): Eine Frau in zwei Welten. Kapitel aus meinem Leben, Berlin.
- Birn, Marco (2015): Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Das Streben nach Gleichberechtigung von 1869–1918, dargestellt anhand politischer, statistischer und biographischer Zeugnisse, Heidelberg.
- Bühler, Charlotte (1972): Charlotte Bühler, in: Psychologie in Selbstdarstellungen, Bern, S. 9–42.
- Eisner, Lotte (1984): Ich hatte einst ein schönes Vaterland. Memoiren, Heidelberg.
- Frankenthal, Käte (1981): Der dreifache Fluch: Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin. Lebenserinnerungen einer Ärztin in Deutschland und im Exil, Frankfurt/New York.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart, S. 367–393.
- Heusler-Edenhuizen, Hermine (1997): Die erste deutsche Frauenärztin. Lebenserinnerungen: Im Kampf um den ärztlichen Beruf der Frau, Opladen.
- Heuss-Knapp, Elly (1954): Ausblick vom Münsterturm. Erinnerungen, Tübingen.
- Jaraus, Konrad H. (1984): Deutsche Studenten 1800–1970, Frankfurt a. M.
- Koerner, Marianne (1997): Auf fremdem Terrain. Studien- und Alltagserfahrungen von Studentinnen 1900–1918, Bonn.
- Le Fort, Gertrud von (1965): Hälfte des Lebens. Erinnerungen, München.
- Mahler, Margaret S. (1989): Mein Leben, mein Werk, München 1989.
- Martin, Marie (1898): Meine Studienzeit in Göttingen, in: Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus. Organ des Deutschen Vereins für das Höhere Mädchenschulwesen Bd. 26, S. 422–429.
- Maurer, Trude (2010): Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Das deutsche Frauenstudium im internationalen Kontext, in: Dies. (Hg.), Der Weg an die Universität. Höhere Frauenstudien vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Göttingen.
- Mulert, Friederike (1988): Aufzeichnungen und Erinnerungen, in: Abgeordnete des Deutschen Bundestages. Aufzeichnungen und Erinnerungen Bd. 4, Boppard, S. 219–229.
- Ohr, Julie (1909): Die Studentin der Gegenwart, München.
- Personalverzeichnisse der deutschen Universitäten.
- Rogger, Franziska/Monika Bankowski (2010): Ganz Europa blickt auf uns! Das schweizerische Frauenstudium und seine russischen Pionierinnen, Baden (Aargau).
- Rupp, Elisabeth (2005): Im Zweige. Erlebnis einer Jugend, Eggingen.
- Sallis-Freudenthal, Margarete (1977): Ich habe mein Land gefunden. Autobiographischer Rückblick, Frankfurt a.M.
- Straus, Rahel (1961): Wir lebten in Deutschland. Erinnerungen einer deutschen Jüdin 1880–1933, Stuttgart.
- Szagunn, Ilse (1961): Vita von Ilse Szagunn. Ein Lebensbild in der Zeit, in: Berliner Medizin 11/1961, S. 260–265.

Prozesse der Akademisierung Zu Gegenständen, Wirkmechanismen und Folgen hochschulischer Bildung

<i>Annett Maiwald, Annemarie Matthies, Christoph Schubert:</i> Prozesse der Akademisierung. Zu Gegenständen, Wirkmechanismen und Folgen hochschulischer Bildung. Einleitung.....	6
<i>Annemarie Matthies, Dayana Lau:</i> Die Gestalt ‚des Akademischen‘. Zum Wandel der Praxisvorstellungen im Curriculum Sozialer Arbeit.....	14
<i>Caroline Richter:</i> Forschen lehren. Universitäre Lehre zwischen Breiten- und Spitzenförderung	29
<i>Sigrun Nickel, Anna-Lena Thiele:</i> Die Rolle berufserfahrener Studierender bei der Akademisierung des Gesundheitssektors.....	45
<i>Christoph Schubert, Manfred Stock:</i> Die Institutionalisierung eines neuen akademischen Berufsfeldes und die Konstruktion beruflicher Zuständigkeit. Zur Logik der Akademisierung im Bereich der Lerntherapie.....	62
<i>Christiane Schnell, Christian Schäfer:</i> Professionell (statt) repressiv? Akademisierung der Polizei zwischen Reflexivitätsgewinn und Sicherheitsillusionen.....	78
<i>Annett Maiwald:</i> Akademisierung der Kleinkinderziehung. Frühpädagogische Hochschulausbildung und Praxis der Kindertagesbetreuung	91

GESCHICHTE

Marco Birn:

Ein Naturrecht auf höhere Bildung. Die Anfänge des Frauenstudiums
in Deutschland.....109

FORUM

Jörg-Peter Pahl, Hannes Ranke:

Von der Fachhochschule zur Hochschule für Angewandte Wissenschaften.
Entwicklungen zur handlungs- und anwendungsorientierten Lehre.....124

Sonja Bandorski, Marita McGrory, Gerd Grözinger:

Erfolgsquoten im deutschen Hochschulwesen. Neue Erkenntnisse in
einem umkämpften Feld am Beispiel Maschinenbau138

PUBLIKATIONEN

Michael Borggräfe: Wandel und Reform deutscher Universitäts-
verwaltungen. Eine Organigrammanalyse (*Sebastian Schneider*).....156

Peer Pasternack, Daniel Hechler:

Bibliografie: Wissenschaft & Hochschulen
in Ostdeutschland seit 1945.....160

Autorinnen & Autoren.....188

Autorinnen & Autoren

Sonja Bandorski, Dr. paed., wissenschaftliche Mitarbeiterin, Abteilung Sozial- und Bildungsökonomie des Internationalen Instituts für Management und ökonomische Bildung an der Europa-Universität Flensburg. eMail: sonja.bandorski@uni-flensburg.de

Marco Birn, Dr. phil., Wissenschaftlicher Archivar und Historiker, Leiter des Kreisarchivs Reutlingen. eMail: M.Birn@kreis-reutlingen.de

Gerd Grözinger, Prof. Dr., Professur für Bildungs- und Sozialökonomik, Mitglied des Internationalen Instituts für Management und ökonomische Bildung an der Europa-Universität Flensburg. eMail: groezing@uni-flensburg.de

Daniel Hechler M.A., Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Dayana Lau, Dr. phil., Erziehungswissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Alice Salomon Hochschule Berlin. eMail: lau.dayana1@googlemail.com

Annett Maiwald, Dr. phil., Soziologin/Analytische Sozialpsychologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Bildungssoziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. eMail: annett.maiwald@soziologie.uni-halle.de

Annemarie Matthies, Dr. phil., Soziologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Bildungssoziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. eMail: annemarie.matthies@soziologie.uni-halle.de

Marita McGrory M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin, Abteilung Sozial- und Bildungsökonomie des Internationalen Instituts für Management und ökonomische Bildung an der Europa-Universität Flensburg. eMail: marita.mcgrory@uni-flensburg.de

Sigrun Nickel, Dr. phil., Leiterin Hochschulforschung beim CHE Centrum für Hochschulentwicklung und Mitglied im Leitungsteam der wissenschaftlichen Begleitung des Bund-Länder-Wettbewerbs „Aufstieg durch Bildung: offene Hochschulen“. eMail: Sigrun.Nickel@che.de

Jörg-Peter Pahl, Prof. Dr., Dipl.-Ing., emeritierter Professor am Institut für Berufspädagogik und Berufliche Didaktiken der TU Dresden, Gastwissenschaftler am Institut für Angewandte Bautechnik der Technischen Universität Hamburg. eMail: joergpahl@aol.com

Peer Pasternack, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg. eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; www.peer-pasternack.de

Hannes Ranke, M.Ed., wissenschaftlicher Oberassistent am Institut für Angewandte Bautechnik der Technischen Universität Hamburg. eMail: hannes.ranke@tuhh.de

Caroline Richter, Dr. rer. soc., Sozialwissenschaftlerin/Soziologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum und der Universität Duisburg-Essen. eMail: caroline.richter@rub.de und caroline.richter@uni-due.de

Christian Schäfer, Prof. Dr., Jurist, Professor für Staatsrecht am Fachbereich Kriminalpolizei der Hochschule des Bundes (HS Bund) für öffentliche Verwaltung Wiesbaden. eMail: christian.schaefer@bka.bund.de

Sebastian Schneider M.A., Soziologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: sebastian.schneider@hof.uni-halle.de

Christiane Schnell, Dr. phil., Soziologin, Wissenschaftlerin am Institut für Sozialforschung (IfS) an der Goethe-Universität Frankfurt. eMail: ch.schnell@em.uni-frankfurt.de

Christoph Schubert M.A., Sozialwissenschaftler, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bereich Bildungssoziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. eMail: christoph.schubert@soziologie.uni-halle.de

Manfred Stock, Prof. Dr., Soziologe, Professor für Bildungssoziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. eMail: manfred.stock@soziologie.uni-halle.de

Anna-Lena Thiele, M.Sc., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Hochschulforschung beim CHE Centrum für Hochschulentwicklung. eMail: Anna-Lena.Thiele@che.de

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben von Peer Pasternack
für das Institut für Hochschulforschung (HoF)
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Redaktion: Daniel Hechler

Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg, Collegienstraße 62, D-06886 Wittenberg

<https://www.diehochschule.de>

Kontakt Redaktion: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Kontakt Vertrieb: Tel. 03491/466 254, Fax: 03491/466 255, eMail: institut@hof.uni-halle.de

ISSN 1618-9671, ISBN 978-3-937573-71-7

Die Zeitschrift „die hochschule“ versteht sich als Ort für Debatten aller Fragen der Hochschulforschung sowie angrenzender Themen aus der Wissenschafts- und Bildungsforschung. Als Beihefte der „hochschule“ erscheinen die „HoF-Handreichungen“, die sich dem Transfer hochschulforscherischen Wissens vor allem in die Praxis der Hochschulentwicklung widmen.

Artikelmanuskripte werden elektronisch per eMail-Attachment erbeten. Ihr Umfang soll 25.000 Zeichen nicht überschreiten. Inhaltlich ist „die hochschule“ vorrangig an Beiträgen interessiert, die Themen jenseits des Mainstreams oder Mainstream-Themen in unorthodoxen Perspektiven behandeln. Eingereicht werden können sozial- und geschichtswissenschaftliche Texte, die (a) auf empirischer Basis ein nachvollziehbar formuliertes Problem aufklären oder/und (b) eine theoretische Perspektive entfalten oder/und (c) zeitdiagnostisch angelegt sind, ohne reiner Meinungsartikel zu sein. Für Rezensionen beträgt der Maximalumfang 7.500 Zeichen. Weitere Autoren- und Rezensionshinweise finden sich auf der Homepage der Zeitschrift: www.diehochschule.de >> Redaktion.

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), 1996 gegründet, ist ein An-Institut der Martin-Luther-Universität (www.hof.uni-halle.de). Es hat seinen Sitz in der Stiftung Leucorea Wittenberg und wird geleitet von Peer Pasternack.

Als Beilage zu „die hochschule“ erscheint der „HoF-Berichterstatte“ mit aktuellen Nachrichten aus dem Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg. Daneben publiziert das Institut die „HoF-Arbeitsberichte“ (https://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof_arbeitsberichte.htm) und die Schriftenreihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“ beim BWV Berliner Wissenschafts-Verlag. Ein quartalsweise erscheinender eMail-Newsletter kann abonniert werden unter <https://lists.uni-halle.de/mailman/listinfo/hofnews>

Abbildung vordere Umschlagseite: Jessie Willeox Smith, Deckblatt des Kalenders 1909 des Bryn Mawr College (Ausschnitt) (<http://greenfield.blogs.brynmawr.edu/files/2013/02/1909-Front-JWS.jpg>)